

INDUSTRIEDENKMALPFLEGE UND GESCHICHTSKULTUR
1/2009

W
E
R
O
E

RUHR.2010

Kulturhauptstadt Europas

Mit freundlicher Unterstützung:

Ministerium für
Bauen und Verkehr
des Landes Nordrhein-Westfalen



Impressum

Herausgeber: Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e.V.

Redaktion: Franz-Josef Jelich (verantw.) und Dr. Marita Pfeiffer (verantw.), Susanne Abeck und Walter Gantenberg.
Mitarbeit: Meike Kieslich, Inka Strunk

Anschrift: Redaktion Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Emscherallee 11, 44369 Dortmund
Telefon: (0231) 93 11 22-90, Telefax: (0231) 93 11 22-10
E-Mail: redaktion@geschichtskultur-ruhr.de

Design: L. Buscher-Ciupke, Recklinghausen

Satz: Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen

Druck: Druckerei Uwe Nolte, Iserlohn

Verlag: Klartext Verlagsgesellschaft mbH,
Heßlerstraße 37, D-45329 Essen
www.klartext-verlag.de

Auflage: 1.500

ISSN 1436-7661

Wenn nicht anders vermerkt, liegt das Copyright für die Abbildungen bei den Autoren.
Der Bezug weiterer Hefte ist gegen Einsendung von 6,- Euro über die Redaktion möglich.
Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe ist der 1. September 2009.

Titelbild: Gewerbefläche zwischen der Autobahn A43, Holsterhauser Straße und Am Regenkamp, Herne. 2002.
© Foto: Peter Liedtke.

Editorial

Unter dem Buchtitel „Historie und Hässlichkeit. Betrachtungen zur Ästhetik des Ruhrgebiets“ (2007) appellieren Michael Zimmermann und Yvonne Rieker, die hässlichen Seiten des Ruhrgebiets auch im Kulturhauptstadtjahr nicht hinter einem schönen Schein verschwinden zu lassen. Die den Urbanisierungsprozessen eigene „anarchische“ städtebauliche Aneignung des Raumes, aber auch die baulichen Sünden technizistischer Modernisierungsanstrengungen von Stadtplanung insbesondere nach 1945 prägen das „hübsch-hässliche“ Ruhrgebiet einzigartig, wie es die Fotografien von Joachim Schumacher im oben zitierten Band eindrucksvoll zeigen.

Unser Heftschwerpunkt greift die Fragen der Ruhrgebietsästhetik aus der Perspektive ihres „monumentalen wie unvermeidlichen Bruch(s) mit der industriellen Vergangenheit“ (A. Muschg) auf, für die die Internationale Bauausstellung Emscherpark erste überzeugende Antworten gab. Ihre architektonische raumgestaltende Attraktivität in der internationalen Fachkritik sieht der damalige Leiter und Inspirator Karl Ganser darin, dass „das Wesentliche dieser Architekturen ... die Herleitung aus der Kulturlandschaft der Geschichte und die gestalterische Positionierung für eine künftige Entwicklung“ ist.

Analysiert Tim Schanetzky die „Bausünden“ der Nachkriegszeit kritisch in ihren Begründungen und Ausführungen, eröffnet Christoph Wilmer einen ganz anderen Blick auf die „seelenlosen“ Hochhausarchitekturen der 1960er Jahre, indem er aufzeigt, wie die BewohnerInnen der Hochhäuser der Essener „Oststadt“ sich „ihre“ Siedlungen aneigneten und eigenständige Sichtweisen auf den Raum und seine Ästhetik entfalteten.

Das Kulturhauptstadtjahr 2010 steht vor der Tür und entwickelt zunehmend Konturen – leider allerdings ohne eigene Profilierung der geschichtskulturellen Grundlagen des Ruhrgebiets, aus denen heraus ja der eigentliche „Drive“ der Bewerbung resultierte. Nichtsdestotrotz werden wir uns bemühen, Akzente zu setzen, wovon auch diese Ausgabe des FORUMs zeugt. Da unsere Redaktion aufgrund finanzieller Engpässe nicht mehr so aufwändig gestaltbar ist, haben wir auf den Veranstaltungskalender verzichten müssen. Informationen zu Aktuellem aus der lebendigen Geschichte des Ruhrgebiets erhalten Sie aber weiterhin über die Mailingliste, in die Sie sich auf unserer Website www.geschichtskultur-ruhr.de eintragen können.

Wir wünschen Ihnen eine interessante Lektüre.

Marita Pfeiffer

Franz-Josef Jelich

◀ Siedlung Bergmannsfeld im Bau, 1968. Foto: Stadt Essen, Stadtbildstelle.



Christoph Wilmer

Ästhetik im Wandel – das Bergmannsfeld

Die sechziger Jahre waren eine gute Zeit für Beton. Zwei sehr unterschiedliche Großbauten stehen symbolisch für diese Epoche: die Ruhr-Universität Bochum, seit 1964 im Bau, und die trutzige Wallfahrtskirche in Neviges, zu der 1966 der Grundstein gelegt wurde.

Fast zeitgleich brachte Alexander Mitscherlich seine Kritik am Städtebau auf den Punkt. In seinem – psychoanalytisch und soziologisch begründeten – Pamphlet „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ schrieb er 1965: „Wir hatten Anlass, die Zerstörung unserer Städte zu beklagen – und dann die Formen ihres Wiederaufbaus; wir haben gegenwärtig Anlass, die Zerstörung der an die Städte grenzenden Landschaften zu beklagen – und haben wenig Hoffnung, dass diese Schäden wieder gutzumachen sind. ... Die Unwirtlichkeit unserer wiedererbauten, unentwegt in die Breite verfließenden statt kühn in die Höhe konstruierten, monoton statt methodisch komponierten Städte drückt sich in deren Zentrum ebenso aus wie an der Peripherie, dort, wo sich der Horizont der Städte immer weiter hinausschiebt und die Landschaft in der Ferne gar nicht mehr erkennen lässt, wo Sicht und Zukunft des Städters gleichermaßen verbaut erscheinen ..., bis zu den geplanten Slums, die man gemeinhin sozialen Wohnungsbau nennt und die einem in ihrer Monotonie an den Ausfallstraßen der Großstädte die Lektion erteilen, dass alles noch viel schlimmer ist, als man es sich einreden möchte.“¹ Im Zentrum seiner Kritik standen vor allem die Einfamilienhaus-Vororte, in denen jeder Bewohner seinem eigenen Schönheitsempfinden „auf dem Geschmacksniveau von

Devotionalienhändlern“ folge. Daraus ergab sich für ihn als Gesamtbild eine „Anhäufung von Zufälligkeiten des Gestaltungswillens“.²

Der Gegenentwurf waren systematisch geplante Hochhaussiedlungen. Konsequenter ging der Theoretiker Mitscherlich in die Praxis und wurde Berater der „Neuen Heimat“ bei verschiedenen Großbauprojekten.

Als er in Frankfurt die Zeilen über die Unwirtlichkeit formulierte, war die Stadt Essen gerade dabei, ein perfektes Anschauungsbeispiel für modernen Städtebau im Sinne des herrschenden Zeitgeistes zu errichten, an dem er sicherlich seine Freude gehabt hätte. Systematisch durchgeplant, hohe Wohndichte, viele grüne Freiflächen, gute Verkehrsanbindung, nahe gelegene Arbeitsplätze: Ein in Beton gegossener Ausdruck der Charta von Athen von 1933, nicht in die Breite zerfließend, sondern verdichtet in die Höhe strebend. Die Verantwortlichen waren voller Euphorie, es sollte das größte geplante Bauprojekt werden, das es in Essen jemals gegeben hat: Die Oststadt!

Alexander Mitscherlich hat seine Beratertätigkeit für die „Neue Heimat“ später, ernüchtert durch die Realität, aufgegeben. Auch die Begeisterung über die Oststadt in Essen hat sich längst gelegt. Heute, mehr als 50 Jahre später, hat sich die Beurteilung gewandelt und ist gespalten. Dem zeitgenössischen Schwung diametral entgegengesetzt ist nun die öffentlich vorgetragene Kritik an den Betongroßbauten, sowohl an ihrem Material als auch an ihrer Ästhetik und nicht zuletzt an den sozialen Zuständen, die sich dort rasch nach der Fertigstellung etabliert haben. Große Teile der ehemaligen Mustervororte im Essener Osten sind zu sozialen Brennpunkten verkommen.



▲ Wohnhaus im Bergmannsfeld vor der Modernisierung. Foto: Christoph Wilmer.

Doch steckt in diesen Aussagen nur eine halbe Wahrheit, sie stellen in erster Linie die Außensicht dar, die Sicht derer, die die Oststadt nur als Silhouette im Vorbeifahren wahrnehmen oder von ihr aus der Zeitung lesen. Die Innenansicht – durch Befragungen ermittelt – ist weit positiver. Die Bewohner haben stets sehr aktiv Einzelprobleme in den Siedlungen benannt und Veränderungen gefordert. Insgesamt aber fühlen sie sich in ihrer Umgebung erstaunlich wohl.

Die Ausgangslage

Die Jahre des Wachstums waren gerade vorbei, die Bevölkerungszahlen in der Stadt waren von Jahr zu Jahr gestiegen, bis zum Scheitelpunkt mit 750.000 Einwohnern 1961. Der Bergbau, der nach dem Krieg eine rasante Aufwärtsentwicklung erlebt hatte, war über seinen Zenit hinweggeschritten, die Zeichen der Kohlekrise waren unübersehbar. Allein 1966 wurden fünf Essener Zechen zur Stilllegung angemeldet. Doch die strukturelle Dimension der Krise war noch nicht in den Köpfen angekommen, die wenigsten Beobachter glaubten ernsthaft, dass dies der Beginn vom Ende des Kohlezeitalters, womöglich der Epoche der Schwerindustrie insgesamt sein könnte. Die Stadt Essen erwartete weiteren Zuwachs.

Die fünfziger Jahre hatten im Zeichen des Wiederaufbaus gestanden, hier hatte es gegolten, den Wohnungsmangel zu beheben. Beim Neubau von Wohnungen war es um Schnelligkeit und Masse gegangen, nicht um Qualität. Die Stadt nutzte an verschiedenen Stellen die Möglichkeit, auf großen, zusammenhängenden, zerstörten Flächen die Eigentumsverhältnisse neu zu ordnen und so die alte kleinteilige Bebauung aufzubrechen. In manchen Jahren wurden mehr als 10.000 Wohnungen neu gebaut.

Diese Phase war bis Mitte der sechziger Jahre abgeschlossen, 1965 teilte der Essener Baudezernent Bonczek dem Stadtrat mit: „Der Wiederaufbau der Stadt ist beendet.“³

Nun sollte eine neue Phase der Stadtentwicklung eingeläutet werden: „Vor uns liegt nun eine weit größere Aufgabe, die Strukturverbesserung der Ruhrmetropole mit Stadt-sanierung, Umsiedlung und Neuansiedlung von Gewerbe und Industrie, Verkehrsplanungen und Verkehrsumbauten größten Ausmaßes sowie Stadterweiterung in einem wohl abgestimmten Rhythmus ... Bei der Planung und Durchführung dieser Aufgabe sollen der Mensch, die Bürger dieser Stadt im Vordergrund stehen. Verbesserung der Lebensverhältnisse zum Wohnen, zum Arbeiten und zum Erholen soll das Leitziel hierbei sein, wobei die vielfältigen Fragen des Verkehrs, der Kultur und der sozialen Fürsorge eingeschlossen sind.“⁴

Jetzt sollte es also nicht mehr nur um reine Vermehrung des Wohnraums gehen, sondern um eine abgestimmte Planung mit qualitativem Leitbild.

Verbesserung der Lebensverhältnisse war angesagt. Ästhetik, Schönheit oder zumindest gefälliges Aussehen der neu zu planenden Stadtgebiete spielten allerdings bei diesen Gedanken keine Rolle, der Beigeordnete erwähnte sie mit keinem Wort, und auch in den vielen begleitenden Publikationen der Zeit wurde dieses Thema komplett ausgeblendet.

Die Oststadt

Der Raum, auf den sich Bonczeks Worte bezogen, war der Essener Osten, die Planungen liefen unter dem Stichwort Oststadt, und es sollte der große Wurf werden. Nicht weniger als 55.000 Menschen waren direkt betroffen, 21.000 wohnten hier bereits, 34.000 sollten neu angesiedelt werden, in über 9.300 Wohnungen. Die Planungen hatten bereits Ende der fünfziger Jahre begonnen, sie fielen genau in die Übergangszeit vom Leitbild des raschen Wiederaufbaus hin zu dem der qualitativen Stadtverbesserung.

Der Osten der Stadt Essen bot den nötigen Platz, hier gab es aus Sicht der Planer noch offenen Raum durch einige große Bauernhöfe, die zusammenhängende Flächen bewirtschafteten. Darauf, nahe der Stadtgrenze, sollte die neue Oststadt entstehen. Der damalige Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk, zu dessen Aufgaben seit Gründung eine systematische Freiraumsicherung gehört hatte, äußerte zwar Bedenken dagegen, stimmte aber der Planung später zu.

Die neu zu bauende Oststadt sollte in vier so genannte Nachbarschaften aufgliedert werden, die jeweils durch Grünflächen – zum Beispiel natürliche Bachtäler – voneinander getrennt waren. Die notwendige Nahversor-

gung wurde in diesen Nachbarschaften mitgeplant, zum Teil in kleinen Fußgängerzonen, für weitere Ansprüche sollte der Stadtteil Steele zu einem leistungskräftigen Mittelzentrum ausgebildet werden. Eine optimale Verkehrsanbindung durch Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs sowie Anlage großer Straßen als schnelle Verbindungen zur Autobahn und nach Steele wurde ebenfalls geplant, allerdings nur zum Teil verwirklicht. Die freigehaltenen Trassen für die breiten Straßen sind zum Teil noch heute im Gelände erkennbar.

Leitbild der Planer war die Idee der Siedlungsverdichtung: Städte sollten so umgebaut werden, dass möglichst viele Menschen an zentralen Punkten zusammengebracht werden sollten, dort sollten alle notwendigen Infrastruktureinrichtungen bereit stehen. Um diese Verdichtung, meist an den Knotenpunkten des Nahverkehrs, zu erreichen, musste in die Höhe gebaut werden, ein Beispiel dafür ist der Essener Stadtteil Steele.

Das Bergmannsfeld, planung und Bau

Eine dieser Nachbarschaften war das Bergmannsfeld, benannt nach dem Bauernhof Bergmann, den die Stadt 1961 aufkaufte und auf dessen Grund die Großsiedlung ab 1966 gebaut wurde. Das Ziel war hoch gesteckt: 1.650 Mietwohnungen, dazu 120 Eigentumswohnungen und 30 Eigenheime, ca. 8.000 Menschen sollten hier einziehen (Bevölkerungszahl heute: ca. 4.500). Um eine Siedlung aus einem Guss errichten zu können, sollte es nur einen einzigen Bauherrn geben, nach erbitterten Diskussionen schloss der Rat der Stadt Essen 1966 den Vertrag mit dem gewerkschaftseigenen Wohnungsbauunternehmen „Neue Heimat“.

Die Worte des Baudezernenten machen einmal mehr den Optimismus der Planer deutlich: „Die engen licht- und luftlosen Wohnblocks müssen beseitigt werden, es muss das Grün von draußen in die Wohnquartiere hereingeholt werden, um den Menschen ein zeitgemäßes Wohnen bieten zu können ... Für das Ruhrgebiet muss eine Entrümpelung der Landschaft und die Beseitigung der Luftverschmutzung zur Verbesserung der Lebensverhältnisse in diesem immer noch bedeutendsten europäischen Industriegebiet verlangt werden.“⁵

Sie machen aber auch deutlich, dass die Grundgedanken der Planung aus einer bestimmten Blickweise auf die Vergangenheit heraus entwickelt wurden: Man wollte sich abgrenzen gegen das, was man an vielen Stellen in Essen noch fand und was nun als nicht mehr zeitgemäß galt: gegen einen kleinteiligen, ungeordneten, engen, lichtlosen und oft unhygienischen Zustand der Bebauung. Dafür sah man keine Entwicklungsmöglichkeiten mehr,

sondern konnte sich als einzige Chance nur den kompletten Ersatz durch den großen neuen Wurf vorstellen. Dass es auch anders gehen konnte, wurde später in Hattingen bewiesen.

Vor allem der Begriff „zeitgemäß“ war ein Zauberwort. Mit diesem Argument als Waffe konnte man alles vom Tisch fegen, was alt war, klein, ungeordnet, sanierungsbedürftig.

Dies Alte und Kleine sollte nun ersetzt werden durch Großbauten. Die gewaltigen langgestreckten Reihen- und Winkelhäuser im Bergmannsfeld waren vier- bis achtgeschossig, dazu kamen mehrere elfgeschossige Punkthochhäuser.

Die Stadt Essen stand mit dieser Planung nicht allein im luftleeren Raum, sondern bewegte sich voll im Trend des Zeitgeistes. Daher stilisierte sie mutig das geplante Bergmannsfeld zu einer Mustersiedlung, präsentierte eine erste Wohnung (die dafür inmitten der umgebenden Baustelle in atemberaubendem Tempo fertig gestellt werden musste) bei der DEUBAU 1966 und erhielt dafür den begehrten DEUBAU-Preis. Am 16. Oktober 1967 wurde das erste Richtfest gefeiert.

Die Reaktionen der Öffentlichkeit waren dementsprechend positiv, nach einem Rundgang durch die weitgehend fertig gestellte Siedlung schrieb der WAZ-Reporter unter dem Titel „Neuer Wohnstil“⁶: „Hier entsteht ein neues Zukunftsland, das mit bisherigen Maßstäben nicht gemessen werden kann. Auf den weiten früher landwirtschaftlich genutzten Flächen ... entstanden moderne Wohnsiedlungen, die so gar nicht mehr in das Bild der Ruhrlandschaft von gestern passen. Hier wird Wirklichkeit, was in einem Jahrhundert versäumt worden ist: Menschenwürdige Wohngelegenheiten in freier landschaftlich reizvoller Umgebung, verkehrsgerechte Straßen und Plätze ohne düstere Häuserzeilen mit unfreundlichen Hinterhöfen.“

▼ *Modernisierung im Bergmannsfeld, 2008. Foto: Christoph Wilmer.*



Auch hier wurde die Kategorie Ästhetik, also die Frage nach der Schönheit des Bauens, bei der Beurteilung schlicht ausgeblendet. Stattdessen wurde auch in vielen weiteren Veröffentlichungen der Zeit die angenehme Größe der Wohnungen bewundert, die in der Zeit des Wohnungsmangels gerade den Familien mit Kindern ungewohnt viel Raum bot. Am meisten imponierte aber die spezielle, damals neue Bautechnik, die Großtafelbauweise. Die Gebäude wurden aus vorproduzierten, großen Betonfertigbauteilen zusammengesetzt, was eine beeindruckende Baugeschwindigkeit ermöglichte. Ein Teil dieser Elemente war in einer eigens errichteten mobilen Betonfabrik am Rande der Siedlung gegossen worden, die nach Fertigstellung wieder abgebaut wurde. Das äußere Bild wurde von flächendeckender Waschbeton-Verkleidung geprägt.

Die Begeisterung über solche technische Neuerungen führte fast im notwendigen Schluss dazu, dass aus so viel Modernität – modernes Material, moderne Bautechnik, moderne Planung – auch etwas Schönes erwachsen muss. Der Reporter malte sich aus, wie einer der ersten Bewohner aus seiner Wohnung heraus das Wachstum der Siedlung beobachtet: „Ihm wird in der Wirklichkeit dargestellt, wie sich das vorgefertigte, an feste Größen gebundene Material abwechslungsreich zu eindrucksvollen Gesamtbildern zusammenstellen lässt. Die Außenplatten bieten dem Architekten viele Möglichkeiten der Gestaltung. Klare Linien, breite Flächen und Grautönungen im Wechsel von Hell und Dunkel. Sie geben den Außenseiten sachliche Bestimmtheit.

Geschickt sind die Einzelblocks zueinander gestellt, um Wechsel und Zusammenklang zu gewinnen. Weite an breiten Straßen, Intimität in Gartenhöfen, wo das natürliche Grün gewichtig am architektonischen Gesamtbild

▼ Giebelbild von Paris im neuen „französischen Quartier“. Foto: Christoph Wilmer.



der „Nachbarschaft“ mitzuwirken hat, damit Eintönigkeit nicht aufkommt.“⁷

Im Bebauungsplan heißt es dazu: „Bei der geplanten Wohnbebauung herrscht der mehrgeschossige Winkelhaustyp vor, der die Schaffung intimer Wohnhöfe gestattet.“⁸

Befragt man heutige Betrachter, die die Siedlung zu ersten Mal besuchen, hört man eher von dem gegenteiligen Eindruck: Tristesse und Uniformität. Und kaum jemand würde heute noch auf die Idee kommen, die riesigen Innenbereiche zwischen den Wohnblocks als intime Wohnhöfe zu bezeichnen.

In einem Punkt sind sich allerdings die Beobachter in Gegenwart und Vergangenheit einig: Durchweg wird das viele Grün in der Siedlung und ihrer unmittelbaren Umgebung gelobt. Über 50 % der Fläche sind nicht bebaut, und ein tief eingeschnittener Sieden zieht sich mit einem waldartigen Charakter bogenförmig um das Bergmannsfeld herum. Eine große Bolzwiese und ein naturbelassener Abenteuer-spielplatz auf der einen und ein grünes Schulgelände auf der anderen Seite leiten das Grün von außen harmonisch in die Siedlung hinein, es setzt sich durch große Bäume entlang der Straßen und durch die vielen Freiflächen innerhalb fort.

Entwicklung bis heute

Nach der spektakulären Insolvenz und Auflösung der Neuen Heimat 1986 übernahm die landeseigene LEG den Wohnungsbestand. Heute sind drei Gesellschaften im Bergmannsfeld als Wohnungseigentümer und Vermieter aktiv: Die – inzwischen vom Land NRW verkaufte – LEG, die – ebenfalls verkaufte – GAG-FAH und die Bochumer Firma Häusser Bau.

Für Außenstehende unerwartet, haben sich die Bewohner sehr schnell nach Fertigstellung der ersten Wohnungen zusammengefunden. In Interviews erinnern sich „Erstmieter“, die heute noch hier wohnen, an die erste Zeit, teilweise noch in einer großen Baustelle, als es fast eine dörfliche Nachbarschaftshilfe und vor allem viele Kinder gab, die die großen Freiflächen und die Spielplätze nutzten. Sehr schnell haben die Bewohner auch gemeinsame Interessen artikuliert und sich zu einer Siedlerinitiative zusammengeschlossen. Zunächst ging es um fehlende Einrichtungen wie z. B. Einkaufsmöglichkeiten, bald zeigten sich aber schon die ersten Mängel des hochgelobten Baustoffes Beton, es begann eine lange Serie von Konflikten zwischen Bewohnern und der Wohnungsbau-gesellschaft. Praktische Alltagsprobleme standen dabei im Vordergrund, nicht aber das äußere Erscheinungsbild.

Erst 15 Jahre später geriet das Aussehen der Siedlung zum ersten Mal in den Mittelpunkt. Die Bewohner starteten im Mai 1980 aus eigener Initiative heraus eine Aktion: Das



Bergmannsfeld soll schöner werden. Der Bürgeraktion voraus ging eine Befragung aller Mieter, um detailliert die Unzufriedenheiten zu benennen. Im Ergebnis blieb es jedoch weitgehend beim Aufräumen von Müll und bei der Veränderung der Kinderspielplätze. Das bauliche Gesamtkonzept der Waschbetonsiedlung wurde nicht infrage gestellt.

Eine ähnliche Aktion 1994, wieder mit dem gleichen Slogan, diesmal unter Beteiligung von Studenten, kam zu ähnlichen Ergebnissen: Es gab Kritik an Einzelproblemen, aber nicht am Gesamtkonzept. Die Befragung war zwar nicht repräsentativ, konnte aber die Stimmungslage einfangen und kam zu dem Ergebnis: „Senioren leben gern im Bergmannsfeld.“⁹

Die Gegenwart: Das Bergmannsfeld verändert sein Gesicht

Aus verschiedenen Gründen, nicht zuletzt durch eine verfehlte Belegungspolitik bei den Sozialwohnungen, hat sich das Bergmannsfeld in den Jahren nach der Fertigstellung zu einem sozialen Brennpunkt entwickelt. Häufige negative Nennungen in der Presse, verbunden mit der heutzutage oft als trist empfundenen Bausubstanz und mit einem Instandhaltungsrückstand führten bei Außenstehenden zu einer ausgesprochen schlechten Meinung über die Siedlung.

Das negative Image erzeugt inzwischen bei den Wohnungsbaugesellschaften Handlungsbedarf. Um Leerstände und damit wirtschaftliche Verluste zu vermeiden, müssen sie in die Qualität der Wohnungen und der Siedlung investieren. Dabei hat vor allem die LEG einen völlig neuen Ansatz entwickelt: Zum ersten Mal gerät jetzt die Ästhetik ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Ein Konzept- und Strategiepapier von 2002 hatte Maßnahmen zur Wohnumfeldverbesserung gefordert. Die LEG hat sich daraufhin 2005 zu einem großen Investitionspaket entschlossen, bei dem diesmal der schon bekannte Slogan „Das Bergmannsfeld soll schöner werden“ zentrale Bedeutung gewinnt. Neben Maßnahmen zur besseren Dämmung der Häuser wird jetzt das Erscheinungsbild gründlich verändert. Der Waschbeton wird weitgehend verschwinden, die Fassaden werden verputzt und mit unterschiedlichen Farben und Materialien aufgelockert. Die Siedlung wird in verschiedene Quartiere eingeteilt, unter der Überschrift „Europa“ setzen riesige Giebelbilder mit historischen Motiven aus jeweils einer europäischen Stadt in den Quartieren einen unübersehbaren Akzent. In dem jeweiligen Quartier werden die Grün- und Freiflächen so gestaltet, dass sie an typische Landschaftsbilder aus dem jeweiligen Land erinnern. Damit wird eine neue, kleinteilige Ordnung geschaffen, die den Bewohnern die Identifikation mit ihrer Siedlung und damit ihrer Heimat erleichtern soll. Der entscheidende Hebel dafür: Die Überwindung der Waschbeton-Hässlichkeit durch den gezielten Einsatz von schönen Gestaltungselementen. Die Ästhetik, jahrzehntelang vernachlässigt, bekommt jetzt ihre große Bühne.

Die Umsetzung der Maßnahmen läuft derzeit, ist aber zu großen Teilen schon beendet und hat das Gesicht der Siedlung deutlich verändert. Das Ergebnis dieser jüngsten Entwicklung ist frappierend: Besucher, die mit dem festen Wissen um die Hässlichkeit des Bergmannsfelds in die Siedlung kommen, stehen staunend da, bewundern die neue Gestaltung und denken ernsthaft über eine Revision ihres Vorurteils nach.



Wilmer, Christoph, Historiker und Gästeführer im Ruhrgebiet, beschäftigt sich mit Stadtgeschichte und Regionalentwicklung im Ruhrgebiet.



zusammenfassung

- Die Planung der Oststadt entsprach voll dem Zeitgeist der Planer der fünfziger und sechziger Jahre, die von der großmaßstäblichen Planbarkeit ganzer neuer Stadtviertel aus einem Guss gingen.
- Der Bau des Bergmannsfeldes kann nur verstanden werden aus einer Absetzbewegung gegen vorherige Mangelsituationen und Missstände im Wohnbereich.
- Das Bergmannsfeld als Teil der Oststadt-Planung sollte ein Beispiel für moderne Stadtentwicklung bieten, mit viel Grün, guten Verkehrsverbindungen, hoher Wohn-dichte, großen Wohnungsgrundrissen und guter Infrastrukturausstattung.
- Beim Bau der Siedlung spielte Ästhetik keine Rolle.
- Die Außen- und Innenwahrnehmung der Siedlung unterscheiden sich fundamental. Während von außen vor allem die Probleme gesehen werden, gibt es im Inneren eine unerwartet hohe Zufriedenheit mit der Wohnsituation.
- Seit Beginn einer großen Modernisierungsphase 2005 wird zum ersten Mal die Ästhetik zum entscheidenden Instrument zur Erhöhung der Lebensqualität im Bergmannsfeld.

Aktuelle Ergänzung:

Kurz nach Redaktionsschluss dieser Ausgabe stimmten am Freitag, 24. April 2009, die LEG-Mieter der Siedlung für eine Umbenennung: Sie wohnen nun nicht mehr im Bergmannsfeld, sondern im „Europaviertel“. Auch dies ist ein Schritt, sich vom alten Image, von der fast klebrigen Dauerhaftigkeit des Vorurteils zu lösen.

Anmerkungen

- 1 Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*, Sonderausgabe Frankfurt 2008, S. 10ff.
- 2 Ebd.
- 3 Beigeordneter Bonczek, Ratssitzung vom 21.12.1965.
- 4 Ebd.
- 5 Denkschrift des Beigeordneten Bonczek für die Ratssitzung am 21.12.1965.
- 6 Verlagsbeilage der WAZ vom 14. Juni 1969.
- 7 Ebd.
- 8 Begründung zum Bebauungsplan Bergmannsfeld vom 14. Januar 1966.
- 9 Steeler Kurier, 13.10.1994.